

DER GROSSE GRENZVERKEHR

Millionen Menschen wandern weltweit um ihr Leben und hoffen auf die Fremde. Ist die Flut noch zu stoppen? Von ANDY KALTENBRUNNER

MIT GRENZREPORTAGEN von M. EIDLHUBER, R. MISIK DEUTSCHLAND, G. PLATE ZAIRE, T. SZYSZKOWITZ ISRAEL

„Das Fremde kann man nicht lesen ... Es gehören Scharfblick und Kenntnisse dazu, um überhaupt zu erkennen, wo es beginnt, und dann, wo es wenigstens die Möglichkeit in sich birgt, eines Tages mit ihm vertraut zu werden, und wo es fremd bleibt für immer.“

Penelope und Eurykleia in „Telemach“ von Michael Köhlmeier

Willy ist meistens bekifft. Wenn er den letzten Tropfen aus der Weinflasche windet, dreht sich irgendwie sein ganzer Körper mit. Seit vielen Jahren ist er Kellner im Hotel „Orchides“ am Kivu-See und hat zuviel gesehen. Hier ist eine der schönsten Ecken des afrikanischen Kontinents, doch Touristen kommen schon lange nicht mehr. 1994 zog das Volk der Tutsi aus Ruanda vorbei, um sich vor den schlachtenden Hutu-Milizionären zu retten. Eine Million Menschen, weiß Willy, starben, ehe sie den See und die schmale Grenzbrücke über den Rusizifluß hierher nach Zaire erreicht hatten.

Dann kamen Hunderttausende Hutu. Sie flohen, weil sie gemordet hatten oder weil sie gesehen hatten, wer gemordet hatte, oder weil ihre Brüder mordeten. Etwas später waren da noch die zairischen Soldaten, die plünderten und Flüchtlinge umbrachten.

Wenn Willy nicht bekifft ist, dann

ist er betrunken, spricht mit den Papageien auf der Terrasse und schaut auf den regenverhangenen See. Zuletzt hatten Rebellen die verhaßten zairischen Soldaten vertrieben. Die Aufständischen brachten sich hinter der fließenden Grenze wieder in Sicherheit.

Auf der anderen Seite des Sees sitzt der deutschstämmige Pflanzler Manfred Sett auf der Veranda seines Hauses. Er paddelte vor drei Jahren mit dem Einbaum um sein Leben Richtung Zaire. So entkam er den Massakern. Als er zurückkehrte, lebten noch 250 der vormals 9600 Tutsi-Bauern im Heimatdorf Gafunzo. Auch Sett blickt über das Gewässer in die Ferne und in eine ungewisse Zukunft. „Die natürliche Grenze“, beschreibt der Pflanzler, „ist eigentlich hundert Kilometer weiter westlich. Dort, wo der zairische Urwald beginnt.“



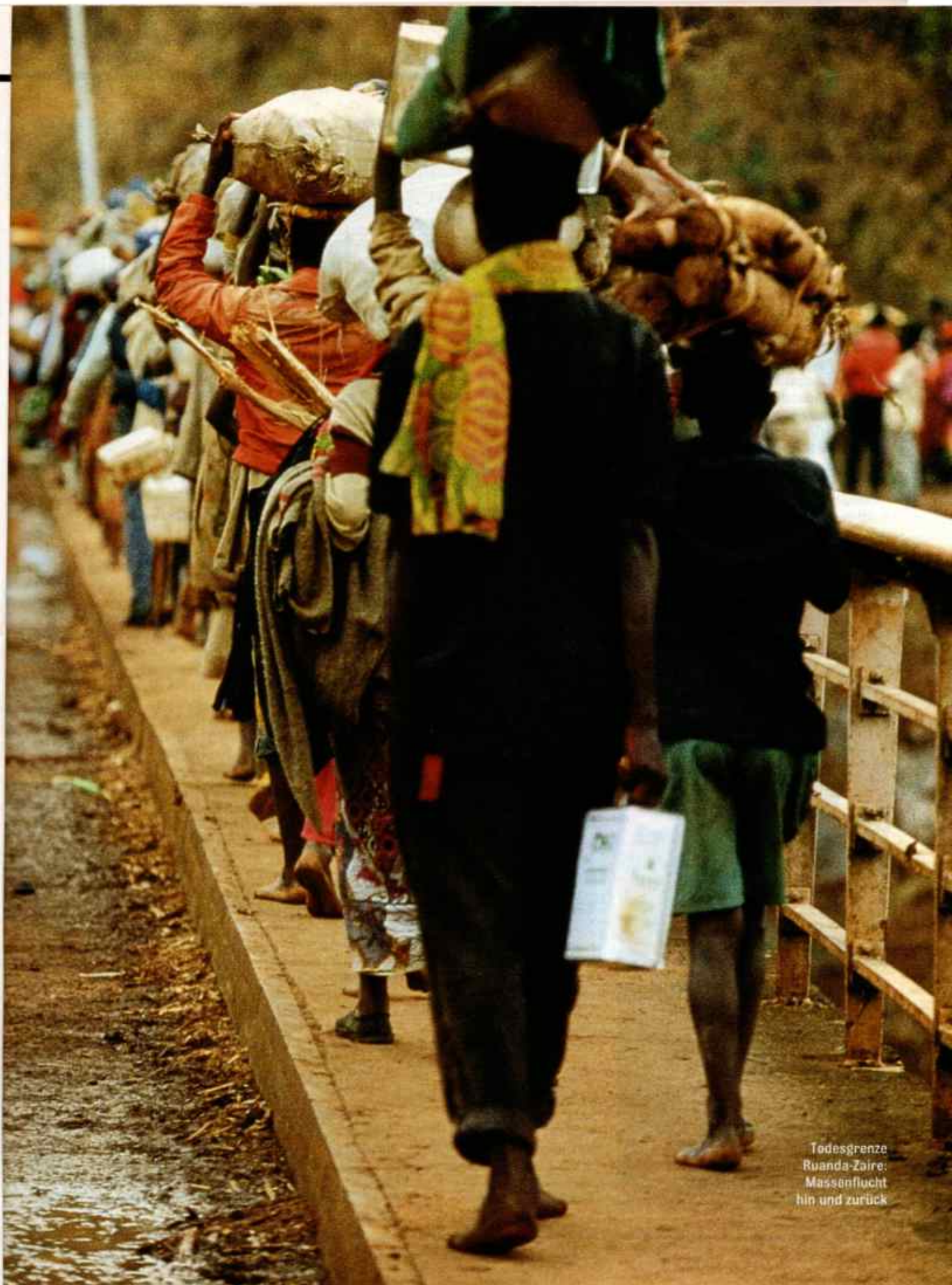
EU-Ostgrenze: Nach Abbau 1989 strenge neue Kontrollen

Doch 1885 hatten die Kolonialherren bei der Berliner Konferenz mit dem Lineal geographische Grenzen im Dreiländereck Zaire-Ruanda-Burundi gezogen und die natürlichen Siedlungsgebiete der Völker in der Region ignoriert. Solche Grenzen provozieren Morde und Massenflucht. Jetzt verläuft entlang dieser afrikanischen Seenplatte für Millionen die Wasserscheide zwischen Leben und Tod.

Der große Grenzverkehr kennt viele Typen von Reisenden. 26 Millionen Menschen sind weltweit vom UN-Flüchtlingshochkommissariat (UNHCR) als offizielle Flüchtlinge registriert. Noch viel mehr Emigranten treibt es jedes Jahr aus ökonomischen Gründen in die Ferne. Die einen laufen ums nackte Überleben, die anderen wollen endlich einmal satt werden.

Die reichen Staaten lassen die Rollbalken herunter, so gut es halt geht. Flüchtlinge aus den elendsten Regionen der Welt werden nach Möglichkeit in benachbarten Armenhäusern betreut und abgespeist. Vier von fünf Vertriebenen ziehen von einem Notquartier ins nächste. Unter den 20 Staaten mit den höchsten vom UNHCR erfaßten Asylantenzahlen sind gerade drei wohlhabende: die USA, Deutschland und Frankreich (siehe Weltkarte auf Seite 7). Doch der Migrationsdruck aus dem Süden und Osten wächst.

„Was wundert ihr euch?“ fragt in Senegals Hauptstadt Dakar der Afrika-Experte und Entwicklungspolitik-Koordinator Jacques Bugnincourt. ▶



Todesgrenze
Ruanda-Zaire:
Massenflucht
hin und zurück

Der Franzose war sein Leben lang Grenzgänger zwischen Nord und Süd und erzählt seit Jahren seine simple Formel: „Ein Teil der Menschheit hat Reichtum angehäuft, der andere Teil Kinder. Jetzt kommen die Kinder nachschauen, wo das Geld geblieben ist.“

Euphorie über fallende Grenzen und eine zusammenwachsende Welt vor allem im Europa Ende der achtziger Jahre machte rasch Ernüchterung Platz. Für Außenminister Alois Mock war es ein „großer Augenblick“, als er an der österreichisch-ungarischen Grenze im Juni 1989 ein Stück Stacheldraht durchschnitt. Das war der Anfang: Es folgte die Massenflucht der DDR-Bürger via Ungarn und Österreich in die Bundesrepublik. Berliner Mauer und Eiserner Vorhang waren bald ganz gefallen.

Neue Sperren wurden seither errichtet.

Alleine in Nickelsdorf, Österreichs größtem Tor zum ehemaligen Ostblock, versehen heute 84 Grenzgendarmen ihren Dienst. „Hier ist das Nadelöhr in den Westen“, beschreibt deren Leiter, Adolf Kalchbrenner. Dutzende Zöllner kontrollieren Lastkraftwagen, und eine Kompanie Soldaten durchkämmt das Gelände der „Grünen Grenze“.

Das Büro der Präsenzdiener ist eine niedrige, verqualmte Baracke. An der Wand hängen Karten mit exakter Strichführung zum Grenzverlauf und Dienstpläne. Ein Zettel ist den Soldaten besonders wichtig:



Oder-Neiße-Grenze: Übers Eis in den Westen



US-Armutsgrenze: Millionen Mexikaner suchen nach der Lücke im Schutzwall

Der Wochenplan der aufgegriffenen Flüchtlinge. Penibel sind darauf vermerkt: Datum, Name und Rang des Fängers, Postenstand, Herkunftsland der illegalen Grenzgänger, deren Zahl.

Am Hochstand sitzt seit sieben Stunden ein junger Wehrmann, wärmt die Hände über einem kleinen Ofen und meldet Vollzug. „Zwei illegale Türken“ hat er in dieser Winternacht „auf offenem Feld gesehen und gestellt“. Der Name des jungen Mannes wird auf dem Bilanzzettel in der Baracke aufscheinen. Er ist stolz. Es ist sein „erster Erfolg“.

Roman ist schon routinierter. Er hat „einen Riecher für gefälschte Dokumente entwickelt“, sagt der junge Grenzgendarm. Mal reicht ein Blickkontakt mit den Einreisewilligen, dann wieder schöpft der Grenzer wegen einer leicht verzogenen Klebefolie am Reisedokument Verdacht. In dieser Nacht hat er zwei Autofahrer mit ungarischem Paß auf ungarisch angesprochen. Die beiden verstanden kein Wort und wurden festgenommen. „So leicht“, sagt Roman, „ist es selten.“

Vor allem die enorme Masse der Reisenden macht große Probleme. 20 Millionen Grenzübertritte werden am Übergang von Hegyeshalom nach Nickelsdorf pro Jahr gezählt. Ungarische Staatsbürger dürfen ohne Visum 90 Tage in Österreich bleiben. „Die Ostmafia hat da ein großes Geschäft entdeckt“, erzählt Gendarmerie-Inspektor Kalchbrenner. Die einfachste Version gefälschter ungarischer Reisepässe – Bestellung aus dem Katalog – ist bereits ab 50 D-Mark wohlfeil.

„Wir erwischen die armen Schweine“, sagt Kalchbrenner, „die meisten haben für die Reise alles verkauft, was sie je hatten, und können nicht mehr zurück.“ Die Illegalen werden den ungarischen Behörden rücküberstellt, täglich pünktlich um 10 und 14 Uhr – und sie kommen immer wieder. Österreich wäre dabei für die meisten kaum Endstation, sondern nur Transitland in den goldenen Westen.

Seit zwei Jahrzehnten hält Erwin Bleier Wacht bei Nickelsdorf. Für den einstigen Zöllner und heutigen Grenzgendarmen haben sich die Perspektiven verschoben. Noch vor einem Jahrzehnt war hier nichts los. Einzelne Handelsreisende und Diplomaten zogen vorbei. Mit Schaudern erinnert sich Bleier an einen Arbeitstag Anfang der achtziger Jahre, als zwei Ostflüchtlinge versuchten, mit einem alten Lkw die Eisenschranken an der Grenze zu durchbrechen: „Die ungarischen Beamten haben beide erschossen und ließen das Autowrack und die Leichen zur Abschreckung drei Tage lang stehen.“

Heute kommt bei den Ungarn so gut wie jeder durch. Die Österreicher müssen dichtmachen, müssen oft genug schikanös sein, wenn auch nur kleine Unklarheiten bei Reisepapieren bestehen.

Das ist ein Preis der (West-)Europäischen Union. Österreich, vom Selbstverständnis der Vergangenheit ein Verbindungsglied zwischen West und Ost, ist jetzt Bollwerk mit einer der wichtigsten EU-Außengrenzen. Am Höhepunkt der Flucht- und neuen Wanderungsbewegungen waren 1992 noch 690.000 Asylanträge in West-

europa gestellt worden. Dann wurden die Zäune höhergezogen und mit Gesetzen abgeschottet. Schon 1994 war die Zahl der Asylwerber halbiert. Gleichzeitig stieg jene – schwer meßbare – der illegalen Zuwanderer.

Manfred Berthold sieht sie von seinem Fenster aus einsickern. Er wohnt in Görlitz, einer geteilten deutschen Kleinstadt an der Neiße. Die polnische Hälfte heißt Zgorzelec. „Von meinem Haus aus“, erzählt Berthold, „braucht ein erfahrener Grenzgänger gerade zwei Minuten nach Polen und wieder zurück.“ Wer hier passieren will, kann über ein kleines Wehr balancieren oder weiter nördlich durch seichte Stellen bis zu einer kleinen Insel waten. Dann ist es nur noch ein kleiner Sprung ins verheißene Paradies.

Nur selten werden diese Übertritte von der deutschen oder polnischen Polizei so spektakulär unterbunden wie zuletzt im November. Da wurden 95 Ausländer am Weg über den Fluß nach Deutschland ge-

stoppt und inhaftiert. Sie kamen aus Bulgarien, Pakistan, Bhutan, Afghanistan und Sierra Leone. Ihre Reiseroute wurde mühselig rekonstruiert. Die meisten waren von professionellen Schleppern in Lastwagen zu einem Sammelpunkt in Polen geschleust worden. Für rund 20.000 Schilling im Schnitt sollte das letzte Stück des Wegs in den Westen organisiert werden.

Diese neue deutsche Ostgrenze wird von zwei Flüssen markiert: Die Neiße fließt zwischen Görlitz und Frankfurt in die Oder. Zweihundert Kilometer nördlich mündet die Oder in das Stettiner Haff, die Ostsee. Entlang dieser Fluten wird das reiche vom armen Europa getrennt.

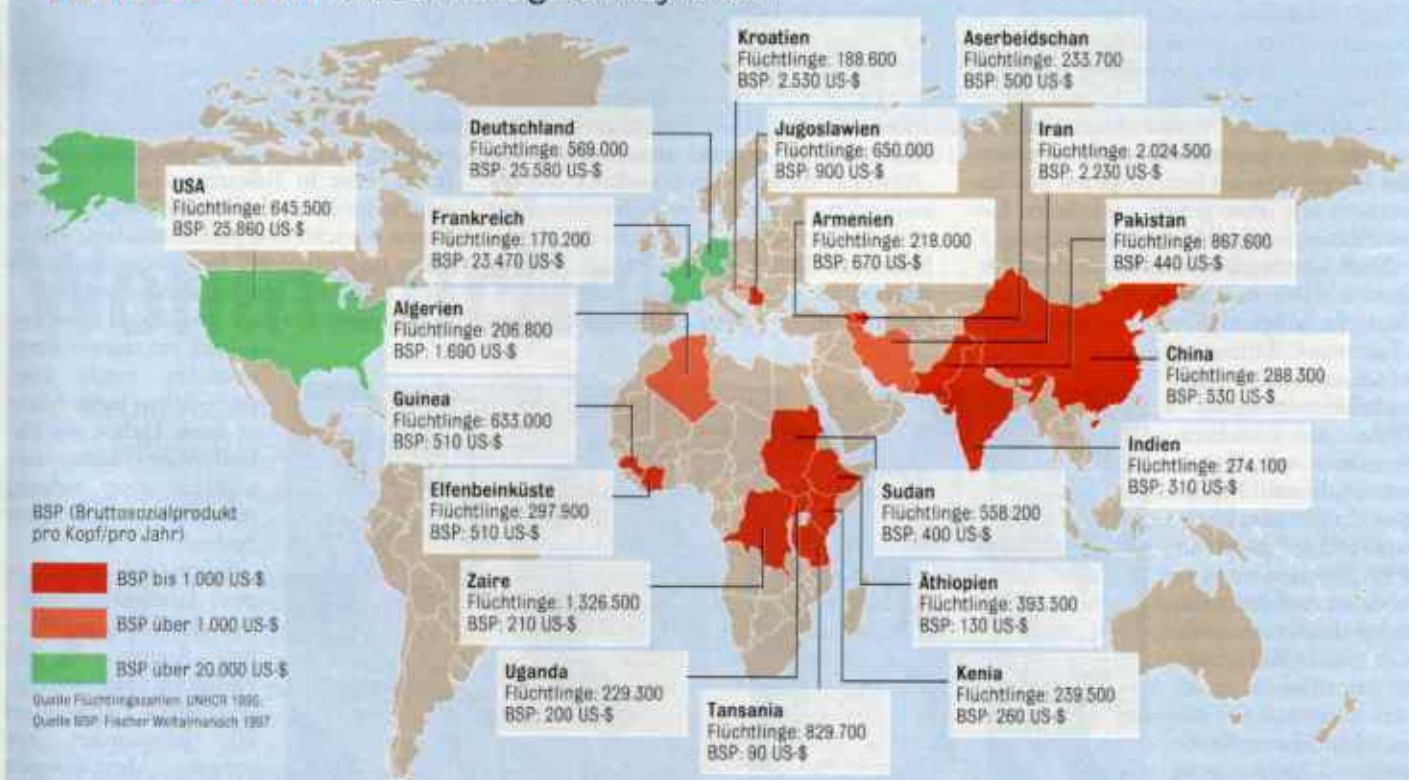
Jetzt, im tiefen Winter, ist die beste Saison, die Grenze ohne Papiere zu überwinden. „Wenn die Neiße vollkommen zugefroren ist, haben wir keine Chance, die Grenzgänger zu schnappen“, sagt ein deutscher Beamter. Er und seine Kollegen vom deutschen Bundesgrenzschutz (BGS) fahren rund um die Uhr ihre Patrouillen. Auch

technisch haben sie aufgerüstet und neue hochsensible Nachtsichtgeräte bekommen. Aber es ist fast müßig, den Strom über den Fluß stoppen zu wollen.

Rund zehntausend illegale Grenzgänger wurden im Vorjahr ergriffen und nach Polen zurückexpediert. Doch das ist sinnlose Routine. Wohl könnten die Polen die Flüchtlinge in ihre Herkunftsländer weiter-schieben – doch für Transitbetreuung und Hunderte Flugkarten nach Asien oder Afrika fehlt den Behörden das Geld. Die Migranten kommen immer wieder an Oder und Neiße, bis der Übertritt irgendwann klappt – oder bis sie tot sind.

In diesen kalten Wintertagen entdecken die BGS-Beamten ein verbeultes Schlauchboot, festgefroren in den Eisschollen der Neiße. Illegale Einwanderer hatten versucht, den teilweise zugefrorenen Fluß zu durchqueren und waren in den Eismassen steckengeblieben. Sie konnten weder vor noch zurückpaddeln. Das Eis war auch zu dünn, um die Menschen zu Fuß zu tragen. ▶

Arm zu Arm Die 20 wichtigsten Asylländer



Fast elf Millionen Flüchtlinge verteilten sich Ende 1995 – nach Berechnungen des UNHCR – auf die weltweit 20 wichtigsten Asylländer. Deutschland und Frankreich beherbergten insgesamt 739.200 Menschen, nicht ganz so viele fanden in den reichen USA Zuflucht. 9,5 Mil-

lionen hielten sich vor allem in armen afrikanischen und asiatischen Ländern auf. Österreich spielt mit 37.500 Flüchtlingen eine äußerst geringe Rolle als Asylland. Mit einem BSP von 24.950 US-\$ pro Kopf gehört es jedoch zum reichsten Teil der Welt.

Ihre Leichen werden im Frühjahr an eines der beiden Ufer geschwemmt werden.

„Die Flanken der Flucht sind offen, aber lange ausgezogen“, beschreibt Nobelpreisträger Elias Canetti in seinem Hauptwerk „Masse und Macht“: „Das Auffallendste an der Massenflucht ist die Kraft ihrer Richtung.“ Der in Bulgarien geborene Philosoph und Literat, selbst Wanderer über Wien 1938 in die Emigration nach Paris und London, kennt die Gefühle der Migranten: „Unter so vielen nimmt keiner an, daß er das Opfer ist.“

Die Schwachen bleiben aber irgendwann zurück, Frauen und Kinder zuerst. Im Katalog der anerkannten Verfolgungsgründe für offiziellen Flüchtlingsstatus fehlt etwa die Geschlechtszugehörigkeit. Auch Österreichs Behörden lehnten bis vor wenigen Jahren selbst vielfache, nachgewiesene Vergewaltigung im Heimatland – verbrochen durch Polizisten und Soldaten – als Asylgrund ab. Die stets gleichlautende, zynische Erklärung in den Bescheiden sah das als „individuell gegen die Asylwerberin“ gerichtete Handlung, aus der sich keine organisierte Verfolgung ableiten ließe.

Die Stärkeren werden bevorzugt. In Österreichs Fremdenengesetzen ist ein Teil der offiziellen Ausländerquote jenen vorbehalten, die Know-how oder Geld mitbringen. In traditionellen Einwanderungsländern wie den USA, Kanada oder Australien werden Dauervisa nach Interviews mit den Bewerbern seit jeher gezielt nach deren Gesundheit und Ausbildungsgrad vergeben.

Noch so scharfe Kontrollen können Migration dabei nur verzögern, nie verhindern. So arbeiten alleine in Kalifornien rund zwei Millionen Mexikaner ohne Aufenthaltsgenehmigung. Ohne sie könnten Branchen wie Landwirtschaft und Tourismus kaum überleben. Seit 1993 soll diese Flut der Illegalen austrocknet werden. Ein hoher Stahlzaun zieht sich seither 20 Kilometer vom Pazifik zu jenen Hügeln, die die mexikanische Großstadt Tijuana vom amerikanischen Imperial Beach trennen.

Tausende überwinden anfangs noch jeden Monat diese Barriere. Inzwischen ist das sehr schwierig geworden.

Der Grenzschutz wurde unter Präsident Bill Clinton massiv aufgerüstet. Fast 2000 Polizisten versehen alleine im Bezirk San Diego Dienst. Im Sand sind Sensoren eingelassen. Mit Scheinwerfern, Infrarotgeräten und Hubschraubern wird nachts observiert. Es kämen „kaum noch größere Gruppen durch“, berichtet ein Grenzbeamter.

Der Strom der Eindringlinge habe sich nur in die schwer kontrollierbaren Bergregionen verlagert, glauben indes die Vertreter von Hilfsorganisationen. Professionelle mexikanische Schlepperbanden, die „Coyoten“, machen gute Geschäfte. „Pollos“ – Hühner – nennen die Fluchthelfer ihre Landsleute, die in Transporter gepercht und in die Hügel geschafft werden.

Die Grenze ist 3000 Kilometer lang. Immer mehr Mexikaner versuchen jetzt über Arizona und Texas ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten einzusickern. 330 illegale Grenzgänger, so ergab eine Untersuchung der Universität Houston, seien während eines Jahres am Weg nach Texas umgekommen. Die meisten waren verdurstet.

Die „Operation Gatekeeper“ (Schleusenwarter) wird nun weiter ausgebaut, die Zäune und Mauern sollen verlängert und verdreifacht werden. Die Gringo-Öffentlichkeit applaudiert mehrheitlich. Schließlich sollen nur gerade so viele Mexikaner hereingelassen werden, wie als Schwarzarbeiter zu Dumpinglöhnen saisonal benötigt werden.

Der Schriftsteller T. Coraghessan Boyle beschreibt in seinem neuen Bestseller „America“ diesen Migrationsdruck und die ambivalente Reaktion der Kalifornier. Eine zentrale Figur seines Romans ist der Naturjournalist Delaney Mossbacher. Dieser schreibt in seiner Öko-Kolumne irgendwann resignativ: „Wir können den Coyoten

weder ausrotten noch durch Zäune ausgrenzen, nicht einmal mit zweieinhalb Meter Maschendraht.“

Doch Zäune und Mauern sollen Wir-Gefühl schaffen – und nationale Identität. Die Israelis wollen sich von den Palästinensern trennen. Diese wiederum träumen von einem eigenen Staat, mit allem, was dazu gehört. Sie wollen Grenzen.

Betonpfeiler wachsen deswegen aus der Erde des Westjordanlandes. Vier Kilometer lang stehen hohe Stützen, zwischen die einmal Fertigbeton gegossen werden soll. Der linke Friedenspremier Jitzhak Rabin hatte sie errichten lassen. Nachfolger Benjamin Netanjahu will die Grenze jetzt lieber grün halten. Die Ideologie seiner konservativen Likud-Partei hat einen zentralen Gedanken: Keine Mauer darf das Gelobte Land zerschneiden. Das historische Palästina zwischen Mittelmeer und Jordan könne nicht Heimat zweier Staaten werden. Jetzt ist die sichtbare Grenzziehung vorläufig gestoppt.

Ins israelische Netanja, einen Vorort von Tel Aviv nahe am Meer, führen nachts breite Autobahnschlangen. Hier ist das Eldorado des liberalen Mittelstands. Riesige Einkaufszentren, Leuchtreklamen und Fast-food-Restaurants säumen die Strecke.

Wer ins palästinensische Autonomiegebiet Tulkarem abzweigt, erlebt einen Kulturschock. Ringsum liegen Felder im Dunkel, es gibt keine Straßenschilder. Palästinensische Polizisten in Phantasieuniformen wärmen sich bei einem Checkpoint am offenen Feuer. In Tulkarem sind wenige Geschäfte geöffnet, das einzige Restaurant ist kaum besucht. Die ökonomischen, ethnischen und religiösen Trennlinien sind auch ohne Betonwall unschwer auszumachen.

Erst wenn aus dem stockenden Friedensprozeß ein eigener Staat erwächst, macht aber der Fortbau einer Mauer Sinn. Haben die Palästinenser dann tatsächlich eine sichere, neue Heimat auf altem Boden?

Schon vor mehr als zwei Jahrzehnten zweifelte die Soziologin Hannah Arendt, ob die Hoffnung auf ein lebenslanges Zuhause im 20. Jahrhundert mit seinen Abermillionen Flüchtlingen überhaupt noch ihre Berechtigung hat: „Historisch beispiellos ist nicht der Verlust der Heimat, wohl aber die Unmöglichkeit, eine neue zu finden.“ ■



Streitgrenze Israel-Palästina: Hoffnung auf Staatsgründung hinter Betonmauern